



Anthologie

RATSELHAFTE

ORTE

# **Rätselhafte Orte**



## **Anthologie**

Alle Rechte, insbesondere auf digitale Vervielfältigung,  
vorbehalten.

Das Buchcover darf zur Darstellung des Buches unter  
Hinweis auf den Verlag jederzeit frei verwendet werden.

Eine anderweitige Vervielfältigung des  
Coverbilds ist nur mit Zustimmung des Verlags möglich.

Die Namen und Handlungen sind frei erfunden.  
Evtl. Namensgleichheiten oder Handlungsähnlichkeiten  
sind zufällig.

[www.verlag-der-schatten.de](http://www.verlag-der-schatten.de)

Erste Auflage 2022

© Coverbild: Depositphotos seregalsv

Covergestaltung: Verlag der Schatten

© Bilder: Depositphotos gluber, PantherMediaSeller  
(verfallene Hütte) luisrsphoto (kleines Haus), netfalls  
(Villa), ronniechua (Das panoptische Altenheim),  
geerati@gmail.com (Nicht von hier), jentara (Landgraf),  
ecrafts (Ein klopfendes Problem), michelecaminati  
(GottesHaus), Vovashevchuk (Gashadokuro), philopenshaw  
(Funkstörung), Pe3check (Dornröschen), massimosanti (Der  
Buchladen), Madraboithair (Apartment 44c), Mshake (Der  
alte Bahnhof), siloto (Villa hinten)

Wikipedia: Babushera UGSS SUI airport.jpg (Afterlife)

Surfin' William (Meerblick, Strandkorb), Monika Grasl  
(Katzensteighaus)

Lektorat: Verlag der Schatten

© Verlag der Schatten, Ruhefeld 16/1, 74594 Kreßberg-  
Mariäkappel

ISBN: 978-3-98528-015-5

# **Raetselhafte Orte**



## **Anthologie**



Verlassen liegen sie da.  
Niemand hat sie seit Jahren betreten.

Es gibt sie in fast jedem Ort: alte, schon lange leer  
stehende Gebäude - verfallen, abbruchreif, die Fassade  
bröckelt, die Fenster sind blind oder gar gesplittert.

Niemand wagt sich mehr hinein.

Doch warum wurden diese Orte verlassen?  
Welche Geschichten erzählt man sich hinter vorgehaltener  
Hand darüber?

Und wieso werden manche dieser Gebäude sogar  
gemieden?

Was ist dort geschehen?

Neugierig geworden?

Dann folgt uns einfach und betretet die besagten Hotels,  
Altenheime, Läden, Kirchen, Industrieruinen,  
Gartenhäuschen, Gewächshäuser, Apartments, Bahnhöfe  
und Flughäfen. Lasst euch überraschen, welche Mysterien  
die Geschichten jeweils aufdecken werden.

## **Inhalt**

© Surfin' William

Das panoptische Altenheim

© Felix M. Hummel

Nicht von hier

© Marcel Sander

Der Landgraf

© Adrian Paddags

Der Laden

© Monika Grasl

Ein klopfendes Problem

© Tobias Lobeck

GottesHaus

© Kurt B. Wolf

Gashadokuro

© Jonas Höpfner

Funkstörung

© Andreas Tillmann

Dornröschen

© Susann Huschka

Der Buchladen

© Jon Padriks

Apartment 44c

© Camilla Grüner

Der alte Bahnhof

© P.C. Thomas

Afterlife

© A. Tupolewa



# Villa Runghold und der Strandkorb 666

© Surfin' William



An keinem Ort dieser Welt gibt es mehr leer stehende Häuser als auf Sylt! Die Lieblingsferieninsel der Deutschen. Residenz der Schönen und Reichen.

Tagsüber herrscht reges Treiben in den Straßen. Der Strand ist an seinen Hotspots - teutonisch üblich - überfüllt, doch am Abend sind fast alle Fenster unbeleuchtet, tot und leer. Sylt ist eine *Geisterstadt*, vor allem nach Mitternacht, ein Patient im Wachkoma!

Die wenigen hier noch lebenden Insulaner blicken die meiste Zeit des Jahres auf luxuriöse Anwesen, Pensionen, Ferienwohnungen, größere oder kleinere Hotels, die nur wenige Wochen im Jahr wirklich bewohnt werden; denn diese paar Tage Saison bringen mehr Geld als jede Vermietung. Wodurch Wohnraum unbezahlbar wird und jede Immobilie auf der Insel einen absurden Wert in mehrfacher Millionenhöhe erreicht. Geschwister, die ihr Elternhaus erben, können sich zu Lebzeiten nicht mehr auszahlen. Es bleiben nur die Möglichkeiten, es - im günstigsten Fall - selbst zu nutzen, ein Feriendomizil daraus zu gestalten oder es zu verkaufen.

Aus Familien werden Erbegemeinschaften, die über ihre Anwälte kommunizieren, und an so manchem einst prächtigen Anwesen nagt dadurch der Zahn der Zeit, während sich Mammon wortwörtlich ins Fäustchen lacht.

Andernorts werden solche Immobilien, je länger sie verwaissen, zu Spukhäusern, um die sich die Mythen wie der wild wuchernde Efeu an ihrer Fassade ranken.

Hier auf Sylt sind es die Personalwohnungen; in denen diejenigen leben, die wie meine Wenigkeit für die Schönen und Reichen arbeiten.

Vor nicht allzu langer Zeit wohnte ich dort in einer abbruchreifen Bäderstil-Villa der Gründerzeit. Die Villa Runghold. Ein ehemals gut laufendes Hotel direkt am Strand, das seine Türen vor etlichen Jahren - aus mir unbekanntem Gründen - schloss und dem Verfall preisgegeben wurde. Wo einst rauschende Feste stattfanden, ließ jetzt das Personal die Champagnerkorken nach Feierabend knallen, während die Ratten durchs Zimmer huschten. Ein Leben zwischen Armut und Dekadenz im Schatten der oberen Zehntausend.

Der größte und am besten erhaltene Teil der Villa im Eingangsbereich wurde von einem Sylter Einrichtungshaus als Lager für Deko-Artikel und Designermöbel genutzt, wodurch wir uns die einst herrschaftlichen Räume in der darüber gelegenen einstigen Beletage wieder recht elegant einrichten konnten; mit Kissen für fünfhundert Euro, die den Schimmelfleck an der Wand verdeckten. Doch wenn der letzte Champagnerkorken seine Flasche verlassen hatte, wurde es unglaublich ruhig.

Totenstill!

Lediglich das Rauschen der Brandung war zu hören sowie die eine oder andere vereinzelt schreiende Möwe, oder war es eine Kollegin, die ebenfalls mitten in der Nacht keine Ruhe finden konnte?

Genau in jenen stillen Momenten meinte man ein Rumpeln zu vernehmen, das aber im Rauschen der Brandung und des Windes verschwamm. Nur bei sehr genauem Hineinlauschen in die Dunkelheit, wenn man seinen Atem anhielt und selbst der eigene Herzschlag zu laut war, schienen diese Geräusche aus dem Keller zu kommen.

Jeder von uns, der hier wohnte, wusste wahrscheinlich davon, aber niemand sprach darüber.

Bis eines Abends – an dem wir alle in der verwitterten Loggia zusammensaßen – in einem dieser absolut stillen Momente jene Geräusche zu vernehmen waren, die eindeutig aus dem Keller zu uns drangen. Dort hinunter führte, hinter der verstaubten Rezeption im Eingangsbereich, eine alte, verrostete Wendeltreppe, an deren Fuß sich eine Bunkertür mit einem Hakenkreuz darauf befand. Zu unserer größten Verwunderung war sie nicht verschlossen, aber was wir dahinter vorfanden, übertraf unsere kühnsten Vorstellungen. Ein feuchter, marode riechender Luftschutzkeller aus dem Zweiten Weltkrieg. Von den Wänden blätterte die Farbe ab und ließ hier und da altdeutsche Schrift und andere Nazi-Runen erkennen. Neben einem Fliegenfänger – der, gemessen an den Insekten, die an ihm klebten, seit dem letzten Luftangriff auf Sylt dort hängen musste – baumelte eine Glühbirne von der Decke. Ihr fahler Schein erhellte die einzelnen durch Maschendraht getrennten Verschläge, in denen ranzige Matratzen vom Sperrmüll lagen.

Und dann ... kam uns jemand entgegen.

Wir waren nicht allein in diesem Haus! Im Keller schliefen die polnischen Saisonkräfte, die für einen der größten Sylter Gastronomiebetriebe arbeiteten.

Tags darauf schlenderte ich mit Lara am Strand entlang nach Westerland.

Seit ich auf Sylt lebte, kam sie immer öfter zu Besuch, allein schon weil ihre Kolleginnen vor Neid platzten, wenn sie kokettierte: »Je suis à Sylt!«, und am Wochenende mal wieder kurz auf die Insel fuhr. Es hatte in Hamburg keiner eine Ahnung, in was für einer Bruchbude wir hier hausten, aber von unserer Loggia, mit ihrer vom Winde verwehten Holz-Balustrade ließen sich sensationelle Fotos im Sonnenuntergang machen, und Champagner oder zumindest Champagner-Gläser waren immer vorhanden, was für die ideale Kulisse sorgte, mit der sie ihren Ausflug ins rechte Rampenlicht zu rücken wusste.

Lara lachte und fragte: »Wo steht hier eigentlich der Strandkorb 666?«

Neben uns war Korb 458, etwas weiter 501. Es ging schon mal in die richtige Richtung.

Drei schwarze Chihuahuas stellten sich uns laut kläffend in den Weg. Völlig außer Atem stürzte fluchend eine ältere, gefärbte sowie geliftete Blondine hinterher. Offensichtlich das Frauchen! Die Hunde verstummten mitleidig jaulend und obwohl sie uns mit ihren niedlichen dunklen Knopfaugen anguckten, blieb das Gefühl, unterschwellig ein Knurren zu hören.

Ihr Frauchen entschuldigte sich bei uns mit einem aufgesetzten Lächeln, herrschte ihre Hunde an: »Kommt jetzt!«, und zog erhaben weiter.

Ich schaute ihr hinterher. »Der Hund, das immer hörige Ersatzkind ohne Widerworte an der Leine oder eben auch der beste Freund!«

Lara erwiderte: »Na, wenn das die Anforderungen an einen solchen sind?«

Ein wenig weiter, bei Strandkorb 600, hatte ein kleines Mädchen mit Muscheln das Wort »*Hoffnung*« in den Sand geschrieben, das sogleich von einer Welle davongespült wurde.

Wir betraten den FKK-Strand. Dicke Männer mit Brüsten, auf die die geliftete Blondine neidisch gewesen wäre, und

... ein auf der Insel als erkonservativ bekannter Pfarrer standen glotzend bis zum Bauchnabel im Wasser.

Im Hintergrund die typische Urlaubs-Klangkulisse aus plärrenden Kindern, genervten Eltern, Jugendlichen, die zu laut Musik hörten, und angriffslustigen Möwen, die den Badegästen das Fischbrötchen im Sturzflug aus der Hand hackten.

Ich resümierte: »Der Sylt-Thrill! Erst von Hitchcock ›Die Vögel‹ gucken und sich dann ein Fischbrötchen holen!«

Lara ergänzte: »Dafür arbeiten die Leute das ganze Jahr!«

Im Korb 659 rieb sich eine adipöse Verwaltungsangestellte die Sonnenmilch zwischen die Fettfalten ihrer Orangenhaut.

Ein großer, zottiger Hund kam klatschnass aus dem Meer und schüttelte sich direkt vor ihr aus. Sie schrie: »Pfui Zerberus - Pfui!«, während ein Vater sein weinendes Kind immer wieder ins Wasser trieb und schimpfte: »Mann oder Memme? Du musst jetzt schwimmen lernen!«

Der ganze Strand roch nach Sonnenöl und alten Menschen.

Lara trällerte: »We're on the highway to hell!«

Wir schauten uns um: Korb 667, Korb 668, Korb 665, Korb 663, aber kein Korb 666! Darum schrieb ich an den Insel-Sylt-Tourismus-Service mit der einfachen Anfrage, wo der Strandkorb 666 stehe und ob er zu reservieren sei? Die Antwort lautete:

*»Moin Herr William,  
die Strandkörbe mit den 600er-Nummern finden Sie im  
Abschnitt 4.32.5 Brandenburger Strand nördl. Nordhedig.  
Je nach Verfügbarkeit ist der Korb buchbar.  
Herzliche Grüße von Sylt  
Dunja Jansen«*

Abermals suchte ich daraufhin diesen Abschnitt auf, an dem ich bereits mit Lara gewesen war. Doch diesmal ging ich direkt zu dem Häuschen der Strandkorbvermietung.

Der freundliche, aber schon zur Mittagszeit alkoholisierte ältere Herr durchsuchte wieder und wieder seine Liste. Der Korb 666 stand nicht zur Verfügung. Wahrscheinlich würde er sich zur Reparatur oder Reinigung in einer der Strandkorballen befinden.

Am Abend traf ich im »*Alt Berlin*« meinen alten Surfer-Kumpel Jack O'Neal, der bei »*Sylt-Touristik*« arbeitete. Ich erzählte ihm scherzhaft vom Korb 666, dass ich ihn gesucht hatte, um darin ein cooles Rockstar-Foto mit meiner Gitarre zu machen oder ein Video aufzunehmen, wo ich einen alten Robert Johnson Blues spielen würde, und heulte laut los: »Me and the devil - Walkin side by side - Uuuuuuuuuuuuh!«

Alle Gäste schauten abrupt zu uns rüber.

Jack lächelte peinlich berührt. Ich ließ nicht locker, zu viele Ideen, was man alles im und mit dem Strandkorb 666 machen könne, und summte wieder: »Me and the devil ...«

Vielleicht lag es an den nicht wenigen Pints of Guinness, die wir bereits getrunken hatten, vielleicht war es aber auch von Jack die Sorge, dass ich wieder laut losheulen würde, und so vertraute er mir mit schwerer, aber dennoch gelöster Zunge das Geheimnis an, dass der Korb 666 seit dem 11.09.2001 unter striktem Verschluss stand.

Als an jenem verhängnisvollen Tag die Flugzeuge von Terroristen ins World Trade Center gestürzt wurden, war ein Geschäftsmann an Bord, der auf Sylt nicht nur seinen Zweitwohnsitz, sondern auch den Strandkorb 666 reserviert hatte.

Ich schüttelte den Kopf. »Hör auf mich zu verkaspern, Jack! Was kommt als Nächstes? Dass der besagte Geschäftsmann ein Illuminat aus dem Hause Rothschild

gewesen ist und zum geheimnisumwitterten Rat der Sylter Fünf gehörte?«

Jacks Miene verfinsterte sich. Was er mir dann offenbarte, klang noch viel unglaublicher:

Am 31.11.1999 fanden Spaziergänger am Strand von Westerland die Leiche des Theater-Schauspielers Ulrich Wildgruber. Im Strandkorb 666 lag sein Rucksack mit gut gefülltem Portemonnaie und einem letzten Gruß an seine Frau in Berlin.

September 1978. Europas größter Verleger von Stadtplänen, Gerhard Falk, war beim Strandsegeln in Kampen. Kurz nach dem Start sackte er zusammen. Die Rettungsschwimmer kamen zu spät! Der topfitte Sechsfundfünfzigjährige erlitt einen nicht zu erklärenden Herzinfarkt. Er hatte sich zuvor im Strandkorb 666 umgezogen, in dem noch seine Sachen lagen.

Am 01.10.1967 gab es den wohl tragischsten Flugzeugunfall der Inselgeschichte. Die beiden Segelflugzeuge »K7« und »Rhönlerche« stießen im Flug frontal zusammen. Die »K7« zerbrach auf der Kuppe des »Roten Kliff« und die »Rhönlerche« zerschellte am Strand darunter. Direkt neben dem Strandkorb 666.

Als der Hindenburgdamm am 01.06.1927 vom Reichspräsidenten Paul v. Hindenburg höchstpersönlich eingeweiht wurde, erfasste der erste Zug auf dem Damm einen Streckenläufer und schleifte seine zerfetzte Leiche bis zum Bahnhof nach Klanxbüll. Seiner Witwe blieb nur ein Foto, wie er zuvor einen Urlaubstag genoss; im Strandkorb 666!

Wahrscheinlich hätte man es aber schon seit dem 19.09.1911 besser wissen müssen. Auf der Strandpromenade in Westerland ereignete sich der bislang

größte Brand der Sylter Geschichte. Vier von den sieben hölzernen Strandhallen brannten nieder, lediglich ein Strandkorb stand am Ende verrußt, aber noch unversehrt in den rauchenden Trümmern: Korb 666!

Ich glaubte Jack kein Wort. Trotzdem recherchierte ich in den folgenden Tagen die Geschichte der Insel und erfuhr, dass wirklich jede dieser Horror-Storys wahr war!

Ich musste jenen Strandkorb unbedingt selbst sehen und suchte erneut Jack auf, der so gut wie jeden Abend im »*Alt Berlin*« anzutreffen war. Noch in derselben Nacht zogen wir zwar nicht zu einer Halle, wo die Strandkörbe für gewöhnlich gelagert wurden, sondern zu einem versteckten Bunkereingang in den Dünen zwischen Kampen und List.

»Und wie kommen wir da jetzt rein?«

Jack ging zu einem Stein neben der Bunkertür, unter dem der Schlüssel lag. Er öffnete die schwere, verrostete Eisentür und dahinter empfing uns gähnende Leere.

Der Strandkorb 666 war nicht mehr da!

Ich erzählte es Lara, die mich mitleidig ansah. »Ach komm, 666, das ist doch was für Heavy-Metal-Idioten, die wirklich glauben, dass Ozzy Osbourne einer Fledermaus den Kopf abgebissen hat! Wahrscheinlich hat irgendein Esoterik-Nazi den Strandkorb gekauft, der jetzt in seinem Vorgarten darin Aleister Crowley liest, während im Hintergrund ›*Aphrodite's Child*‹ läuft, und seine Frau, der das Ganze peinlich ist, hat vor die Zahl 666 einen Korb mit Petunien gehängt!«

Sie nahm ein Glas Aperol in die Hand, hielt es der Sonne entgegen, die im Meer versank, und machte davon ein Foto.

Mit zunehmender Dunkelheit gingen der Aperol und mein Wein zur Neige. Ich nahm eine von den herumliegenden schwarzen Kerzen und steckte sie auf die Flasche, aber der Wind blies sie immer wieder aus. Wir verließen die Loggia,

um unser Zimmer aufzusuchen. Seltsamerweise stand die Tür in der dunklen Ecke dahinter, die sonst verschlossen war, sperrangelweit offen, wie ein finsternes Portal in die Dunkelheit. Sie führte auf den Dachboden.

»Warst du schon mal oben?«

Ich sang: »You know that it would be untrue – You know that I would be a liar – If I was to say to you – Girl, we couldn't get much higher!«

»Soso!« Lara nahm meine Hand und zog mich die Treppe hinauf. Ich entzündete die Kerze auf der Weinflasche.

Im flackernden Schein empfing uns wider Erwarten ein völlig leerer, staubiger Dachboden. Lediglich ein altes, graues Hanfseil baumelte von einem der Dachbalken.

Lara lächelte. »Wie praktisch, wenn du von allem genug hast, ist hier schon mal alles vorbereitet!«

Zurück in unserem Zimmer fand eine vereinzelt schreiende Möwe in dieser stillen Nacht wieder keine Ruhe.

Ende des Jahres mussten wir die Villa verlassen. Ein unbekannter Investor hatte sie erworben, um daraus das exklusivste Gästehaus der Insel zu gestalten. Die Abrissbagger rollten an!

Es schien kein guter Segen auf diesem Gemäuer zu liegen. Die Umbauarbeiten verzögerten sich immer wieder durch diverse Skandale. Es gab Proteste wegen einer Düne, die zum Teil widerrechtlich abgetragen wurde. Betonreste verstopften die städtische Kanalisation und am Ende meldete die Firma, die mit der Sanierung beauftragt war, Konkurs an.

Über ein Jahr stand eine entkernte Bauruine am Strand, in der man ganz oben im Gebälk des Dachstuhls ein altes, verwittertes, graues Hanfseil im Wind hin und her baumeln sah.

Nachdem mehrere Millionen in den Bau geflossen waren, wurde allen Widrigkeiten zum Trotz das Hotel »Villa Runghold« fertiggestellt.

Nun ließen hier prominente Gäste die Champagnerkorken knallen, wo wir vor nicht allzu langer Zeit unsere ausschweifenden Partys feierten.

Johnny Thunders hatte ohne Zweifel recht, wenn er sang: »You can't put your arms around a memory!«, aber meiner sentimentalen Ader folgend spazierte ich manchmal an dem neuen Luxusressort vorbei.

Wie an dem Tag, als etwas weiter strandabwärts in Richtung Westerland ein Rettungswagen mit Blaulicht an mir vorbeischoss und kurz danach zum Halten kam.

Ich verabscheue generell die Sensationsgier der Schaulustigen, die sich sogleich und vor allem in ihrer Urlaubslangeweile um den Rettungswagen versammelten, und ging schnellen Schrittes weiter.

Etwas weiter stand dann dort auf einmal völlig unscheinbar, zwischen all den anderen Strandkörben, weiß wie die Unschuld der Strandkorb 666!

In ihm lag ein laut schnarchender Mann mit einer Bierdose in der Hand, der von dem ganzen Trubel nichts mitbekommen hatte.

Am nächsten Tag war in der Sylter Rundschau zu lesen, dass sich im Strandabschnitt 4.32.5 ein tragischer Badeunfall ereignet hat. Ein kleines Kind ertrank in der Nordsee, seine Mutter ertrank ebenfalls beim Versuch, ihr Kind zu retten. Der Vater, der schwer alkoholisiert im Strandkorb schlief und von all dem nichts mitbekam, hat sich später am Abend auf dem Dachboden des neu gebauten exklusivsten Hotels der Insel erhängt.

Unser altes Personalhaus!



Den Strandkorb 666 habe ich seitdem nicht mehr gesehen und auch Jack konnte ich um keine Auskunft bemühen, da er mittlerweile für eine große Surf-Firma arbeitete und Sylt verlassen hatte.

Das Hotel schloss nach diesem tragischen Vorfall seine Pforten. Das Haus stand wieder leer. Es verwahrloste mit der Zeit. Dunkle Fenster, vergilbte, zugezogene Gardinen, schwere Vorhänge und Rollos, die kein Licht nach außen ließen, wahrscheinlich wohnte wieder Personal aus der Gastronomie darin, das erst weit nach Mitternacht nach Hause kam.

Vom einst glorreichen Namen über dem Portal der Villa fehlten die Buchstaben R und G, was sie noch finsterner erscheinen ließ.

Ich traute mich bis heute nicht anzuklopfen oder mich hineinzuschleichen, um auf den Dachboden zu schauen.

Als ich irgendwann mit Lara zwischen Kampen und List durch die Dünen schlenderte und wir an dem versteckten Bunkereingang vorbeikamen, fragte sie mich: »Weißt du eigentlich noch, unter welchem Stein der Schlüssel lag?«

Der passionierte Schwarzträger **Surfin' William** gründete die Psychedelic-Band: »*Mandra Gora Lightshow Society*«; betrieb das »*Swamp Room Records Label*« und verwandelte Hannover mit dem Gothic Club »*Dark Star*« in eine schwarze Messestadt. Zwischendurch warf er »*Die Schatten des Dorian Gray*« auf die Bühne und bewirtete mit seinem »*Batcafe Catering*« Stars im Backstage sowie auf Tour.

Nun kocht Surfin' William auf Sylt, spielt bei Vollmond Gitarre am Strand und schreibt Geschichten, vielleicht auch für Euch!

# Das panoptische Altenheim

© Felix M. Hummel



»Nur noch fünf Stockwerke«, rief Than versichernd von weit über meinem Kopf. Er hatte bereits drei Treppenabsätze mehr als Roswitha und ich gemeistert, während Li knapp vor uns aufstieg. »Die Hälfte haben wir also schon.«

Obwohl die Luft des frühen Morgens angenehm kühl war, keuchten und schwitzten wir. Roswitha hatte sich ihre Regenjacke umgebunden und Li sogar die Ärmel seines T-Shirts hochgekrempelt. Ich war mir nicht sicher, was das helfen sollte. Ich selbst behielt trotz der Anstrengung meine Jacke an, denn ich hatte die irrationale Angst, dass ich sie fallen lassen oder der Riemen meiner Kamera von meiner Schulter rutschen könnte. Ich war niemals gut auf Höhen zu sprechen gewesen. Und hier, hier war es unmöglich, nicht nach unten zu sehen.

Bereits als ich vom Boden aus die wackelige Metalltreppe hinaufgeblickt hatte, hatte ich ein ungutes Gefühl gehabt. Than hatte mir aber versichert, dass dies der beste Weg sei, um in das verfallende Altenheim hineinzukommen. Der Haupteingang war seiner Ansicht nach viel zu gut einsehbar und könne höchstens als Ausstieg verwendet

werden, da es unwahrscheinlich sei, aufgehalten zu werden, wenn man sowieso schon ging. Nein, der einzige gute Weg, um hineinzukommen, hatte er gesagt, sei die Feuertreppe an der Rückwand hinaufzuklettern.

Und hier waren wir nun, Dutzende Meter über dem Boden, welcher an dieser Stelle ohnehin steil ins Tal abfiel und einen weiten Blick über den Schwarzkiefernwald erlaubte. Er war nicht groß, das Gewerbegebiet hatte ihn von allen Seiten her bis auf ein Dreieck mit ein paar Hundert Metern Seitenlänge vollständig eingemauert. Dennoch reichten seine Ausmaße, um zu dieser frühen Stunde Nebelschwaden ins Morgenrot aufsteigen zu lassen. Über den Baumkronen stehend hatte man fast das Gefühl, die Wolkgrenze bereits durchschritten zu haben. Auch dies half nicht gegen das prickelnde Gefühl in meiner Magengrube, ganz im Gegenteil.

Li musste bemerkt haben, dass ich zögerte, und drehte sich zu mir um. »Nicht stehen bleiben! Treppe nicht so stabil für viel Leute«, rief er mir in passablem Deutsch zu.

Ich nickte als Antwort und begann Stufe für Stufe zu Roswitha aufzuschließen. Er hatte wohl recht. Die Gitterroste der Treppe knarrten und quietschten mit jedem Schritt, die Stahlbolzen, die sie in der Betonwand verankerten, wirkten halb ausgebrochen und rostig. Dennoch zeugten Graffiti und in das falsche Fachwerk der Hauswand geritzte Schriftzeichen davon, wie oft dieser Weg in einschlägigen Kreisen benutzt wurde. Auch Than hatte sein Zeichen ganz unten in das Holz geschnitten und gemeint, er mache das immer so. Je weiter oben man schreibe, desto unhöflicher sei es. Im letzten, dem abgebrannten, Stockwerk oder gar im Inneren des Gebäudes sei es vollständig verpönt. Dort etwas zu beschädigen könne einem den Ruf in der Szene kosten. Gemacht würde es trotzdem.

Regeln wie diese und auch der Brauch, sich mit seinem geheimen Zeichen am Gebäude anzumelden, ließen mich

erahnen, was für ein großes Privileg es war, dass Than und Li uns einen Einblick in etwas erlaubten, was auch den meisten Menschen in ihrem Land verschlossen blieb.

Roswitha und ich kannten Than schon seit Jahren. Er war damals als Austauschstudent an unsere Uni gekommen, hatte sich für ein freies Zimmer in unserer WG beworben und war zwei Semester lang geblieben. Es war eine sehr schöne Zeit gewesen: Wir hatten ihm Stadt und Kneipen gezeigt, er hatte dafür gesorgt, dass wir das W-LAN der Nachbarn anzapfen konnten. Danach hatte hauptsächlich Roswitha mit ihm oberflächlichen Kontakt über Facebook gehalten. Sie war es auch, die ihm angekündigt hatte, dass wir im Urlaub in seiner Heimatstadt vorbeikommen würden.

Erneut blieb ich stehen und bemühte mich, ruhig zu atmen. Wenn ich nach oben schaute, konnte ich schon seit geraumer Zeit die Oberkante des Gebäudes erkennen, aber sie schien mit jedem Treppenabsatz, den wir passierten, kaum näher zu kommen.

Plötzlich bemerkte ich, dass ich die anderen nicht mehr sehen konnte. Ein Schreck durchfuhr mich für eine Sekunde, bis ich mich sammelte und folgerte, dass sie das Dach bereits erreicht haben mussten. Also nahm ich mich zusammen und setzte den Weg fort.

Die letzten Meter vor dem Obergeschoss konnte ich schon Auswirkungen des Brandes, von dem Than gesprochen hatte, erkennen. Das Metall der Treppe war an einigen Stellen, die nicht von Hunderten Händen anderer Abenteurer wieder saubergestrichen worden waren, geschwärzt und wirkte an den dünneren Bereichen des Geländers verzogen. Zu meinem Entsetzen waren durch den Einfluss der Hitze auch mehrere Haltebolzen gerissen.

Mir war es, als könne ich spüren, wie das Gerüst im zunehmenden Wind und mit jedem meiner Schritte schwankte. Bog es sich nicht immer weiter von der Wand weg? War das Knirschen des Rostes zwischen den

Verschraubungen nicht wesentlich lauter geworden? Ich versuchte mir einzureden, dass ich mir das alles nur einbildete, aber das funktionierte nicht. Ich streckte meinen Arm aus, um die Flanke des Gebäudes zu ertasten, ein Vorhaben, das mir ein eisiges Kribbeln in meinem Magen einbrachte. Ich konnte sie kaum erreichen. Ganz unten war dies problemlos möglich gewesen, aber jetzt? Ganz klar, die Feuertreppe war abgekippt, damals beim Brand - oder gerade eben?

»Gunther, Herrgott!«, hörte ich Roswitha von oben rufen. »Jetzt mach endlich. Wir haben nicht so viel Zeit, weißt du? Und es ist auch nicht so toll, wenn du ewig auf der Treppe rumlungerst. Irgendwann sieht dich noch jemand.«

Ich wollte etwas zurückrufen, aber mein Mund war so trocken, dass meine Zunge am Gaumen kleben blieb. Stattdessen klammerte ich mich an zur Wand hin gewandten Geländer fest und schob mich langsam seitlich vorwärts. So weit war es ja nicht mehr.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf diese Weise brauchte, aber irgendwann war ich oben angekommen. Meine Hände waren vollkommen verrußt, als ich die letzte Plattform erreicht hatte. Diese stand so geneigt, dass ich es deutlich spüren und auch sehen konnte. Zwischen ihr und dem Rand des Gebäudes hatte sich ein Spalt von gut einem Meter gebildet.

»Einfach springen!«, rief Than, der mit den anderen beiden ein Stück weiter weg wartete, ermutigend.

Ich schluckte und löste nur unwillig die Hände vom Geländer. Mir war, als würde mir bereits jetzt der Boden unter den Füßen weggezogen. Doch welche Wahl hatte ich? Wieder hinunterklettern und draußen auf die anderen warten? Roswitha würde mir den Kopf abreißen.

Es half nichts, wenn ich noch länger hier herumstand, würden wir vielleicht noch erwischt. Sollte ich fallen, würde mich vermutlich ohnehin das Gestänge der tieferen

Etagen aufhalten – oder die gesamte Konstruktion mit mir zu Boden stürzen.

Ich dachte nicht mehr länger nach und machte einen großen Schritt über den Abgrund. Mehr war es nicht. Dann atmete ich tief durch und sah mich um. Wir standen nicht auf dem Dach, wie ich zunächst vermutet hatte, sondern inmitten der Brandruine eines Stockwerks, was ich nach Thans Erzählungen eigentlich hätte wissen müssen. Das Dach gab es nicht mehr.

Der Grundriss des Gebäudes war hier unförmig polygonal, aus mehreren Rechtecken zusammengesetzt. An verschiedenen Stellen, vornehmlich an den Kanten des Hauses, ragten verkohlte Holzpfiler aus dem Beton. Der Estrich war geschwärzt und aufgesprungen, große Haufen aus verbackener Asche, Kohle und Schrott, halb geschmolzen durch die Regenfälle der Jahre, bedeckten ihn an verschiedenen Stellen. Moose, Gräser und andere Pionierkräuter begannen sich breitzumachen. Es war erkennbar, dass man sich einmal bemüht haben musste, den Schutt zum Teil aus dem Weg zu räumen, eventuell um an unbeschädigte Gegenstände heranzukommen, die Brandursache zu ermitteln, oder, das war nicht zu leugnen, vielleicht auch um die Körper von Opfern zu bergen. Danach hatte man den Rest einfach liegen lassen, als das Gebäude aufgegeben wurde.

»Hier können wir nur kurz bleiben, sonst sieht man uns«, begann Than und schlenderte in Richtung einer der wenigen noch intakten Strukturen in dieser Etage: eines großen, würfelförmigen Kastens etwa zwanzig Meter vor uns. »Wir kommen über die Treppe beim Aufzugschacht da vorn rein.«

»Und das Feuer ist hier ausgebrochen?«, fragte Roswitha, während sie ihre Jacke, die sie sich um die Hüfte geschlungen hatte, losband.

»Ja, hinten. Da.« Li deutete mit dem Kopf in eine unbestimmte Richtung. »Geht schnell. Alles voll Rauch,

bevor Alarm.«

Li war früher Pfleger hier gewesen, wenn ich es richtig verstanden hatte. Ich wusste nicht, wie er es schaffte, nach dem Unglück immer wieder hierherzukommen. Vielleicht hatte er nur wenig davon mitbekommen?

»Warst du damals hier oben, Li?«, fragte ich.

Er schüttelte energisch den Kopf »Ganz unten. Im Bad.«

»Im Keller sind der Pool, Therapiebäder, die Sauna und die Massageräume«, schaltete sich Than ein. »Ich weiß nicht, ob wir am Ende noch genug Zeit haben, aber vielleicht kannst du ihnen deinen alten Arbeitsplatz zeigen?«

Li nickte und wies erneut mit dem Kopf, diesmal Richtung Aufzugschacht. »Los?«

Bevor ich den anderen folgte und durch die verzogene Eisentür trat, die kaum noch in den Angeln hing, sah ich mich ein letztes Mal auf dem Dach – dem ehemaligen obersten Stockwerk – um. Es wirkte, als hätte eine riesige Hand den gesamten Aufbau einfach heruntergerissen. Der Zementfußboden hatte Schlimmeres verhindert.

Vielleicht wäre auch überhaupt nichts weiter passiert, wenn man das Gebäude schnell genug evakuiert hätte, wenn die bettlägerigen Patienten nicht ganz oben untergebracht gewesen wären, wenn man hier nicht so viel Papier, Farben, Lacke und andere brennbare Dinge gelagert hätte. Oder wenn die Feuertür, durch welche wir nun das Altenheim betraten, ordentlich geschlossen gewesen wäre.

Die Treppe zum nächsten Stockwerk war so finster, dass wir unsere Taschenlampen einschalten mussten. Feuchtigkeit und Ruß umringten uns mit einem abgestandenen Brandgeruch. Die Wände mussten einmal vollständig geschwärzt gewesen sein, über die Jahre hinweg hatten sich hier jedoch so viele Menschen vorbeigeschoben, dass sie auf Schulterhöhe fast sauber waren. Darüber waren zahllose Zeichen erkennbar, die

Besucher mit den Fingern in die Brandschicht gemalt hatten. So viel zum Ehrenkodex.

Die Treppe endete in der Mitte eines Flures. Als ich mich an den anderen vorbeisob, stolperte ich beinahe über die PVC-Platten, die sich teilweise vom Boden gelöst hatten. Unsere Taschenlampen glitten über stockfleckige Wände und von der Decke hängende Dichtungsmatten. Angelehnt stehende Türen offenbarten im Vorbeigehen kurze Einblicke in leer geräumte Patientenzimmer mit heruntergelassenen Jalousien. Vereinzelt konnte ich Betten mit dunkel verfärbten Matratzen und anderes Gerümpel erkennen.

Als ich eine der Türen weiter aufstoßen wollte, musste ich feststellen, dass sie wie verschweißt festsaß.

»Die Feuchtigkeit«, erklärte Than. »Hier oben ist alles komplett ruiniert, ohne Dach kommt alles durch. Fass nichts an, da bekommst du nur schwarze Finger. Oh und passt bitte beide auf, wohin ihr tretet. Der Boden ist nicht so sicher.«

Ich wischte meine Hand an der Hose ab und hielt einen Moment inne. Hier musste es die meisten Opfer gegeben haben. Fast alle sicherlich, bis auf die wenigen oben. Wahrscheinlich hatte in jedem dieser Zimmer, die nun dunkel und leer vor uns lagen, ein Mensch sein Leben verloren oder sogar mehrere. Schnell riss ich mich zusammen und folgte den anderen, die um eine Ecke gegangen waren.

»Oh«, entkam es Roswitha.

Gut die Hälfte des Flures vor uns war eingebrochen. Ein schmaler Streifen des Fußbodens rechts von uns war noch intakt und erlaubte ein, wenn auch sehr wagemutiges, Vorwärtskommen. Wie zum Hohn stand eine der Türen auf der nun unzugänglichen Seite weit offen und ließ sogar etwas Licht von draußen herein.

Ich trat, mich seitlich vorwärts schiebend und mein Gewicht weit nach hinten verlagernd, vorsichtig an das

Loch heran. Von dieser Seite aus hing der eingebrochene Boden wie eine Rampe in das Stockwerk unter uns. Meine Taschenlampe fing eine offenbar recht frische Zeitung ein, die jemand auf halber Höhe gegen die nasse Wand geklebt hatte. Es handelte sich um ein englischsprachiges Lokalblatt und berichtete darüber, dass auf dem örtlichen Friedhof nach dem Monsun mehrere Grabgrüfte eingebrochen waren.

»Muss irgendein Scherzbold gewesen sein«, sagte Than, der meinen Blick bemerkt hatte. »Komm jetzt, die anderen sind schon fast drüben.«

Erst jetzt bemerkte ich, dass sich Li und Roswitha auf dem schmalen Sims zur anderen Seite vorarbeiteten. Mir drehte sich sofort der Magen um, ich glaubte, dass jeden Moment einer von beiden fallen könnte und ich aus irgendeinem Grund mit ihnen.

»Das pack ich nicht!«, keuchte ich Than zu. »Auf keinen Fall komm ich da rüber.«

»Ja, aber das ist der einzige Weg«, antwortete er und legte mir die Hand auf die Schulter. »Komm schon! Das ist schließlich gar nicht hoch.«

»Klar, aber so funktioniert meine Höhenangst nicht. Die ist nicht rational und hier gibt es kein Gelände. Keine Chance«, entgegnete ich. Innerlich verspürte ich den starken Drang, mich auf den Hosenboden zu setzen für den unwahrscheinlichen Fall, dass mich jemand weiter, näher an das Loch heranschieben wollte.

»Wie wäre es, wenn er sich einfach an dieser Seite runterlässt?«, fragte Roswitha Than. »Wie du sagst, es ist ja nicht hoch und hier kann man fast runterklettern.«

Er überlegte einen Moment und wechselte dann ein paar Worte in der Landessprache mit Li. »Das geht schon. Li meint, man kann versuchen einfach auf dem Bodenbelag nach unten zu rutschen, ohne sich was zu brechen. Wir müssten dich dann eben wieder aufsammeln, weil wir

länger nach unten brauchen. Ist das okay für dich, Gunther?«

»Nein«, maulte ich. »Aber was soll ich schon sonst machen. Scheißdreck.«

Ich trat näher an den Abgrund und betrachtete noch einmal den schräg nach unten weisenden Abschnitt des Fußbodens. Fast wie eine Rutschbahn. Da meine Beine ohnehin zu versagen drohten, setzte ich mich ohne weiteres Zögern an den Rand des Loches und leuchtete den Boden unter mir ab. Moder und Dunkelheit, etwas Müll, die Zeitung mit dem Artikel über die eingebrochenen Gräber. Gefährlich sah es nicht aus.

»Dann wünscht mir Glück!«, rief ich kleinlaut den anderen entgegen.

»Du packst das!«, meinte Roswitha.

»Warte unten auf uns!«, setzte Than hinzu.

Ich schluckte, drückte mich, nachdem ich die Lampe sicher verstaubt hatte, vom Rand ab und tauchte in die Dunkelheit. Nach einem kurzen, langsamen Rutsch berührten meine Füße wieder den Boden. Ich machte nicht sofort Licht, da ich nicht sehen wollte, welche glitschigen Papierreste ich von meinem Hosenboden entfernte.

»Alles in Ordnung da unten?«, rief Roswitha über mir.

»Klar«, antwortete ich. »Alles klar! Geht nur weiter.«

Erst als ich hörte, wie sich die Schritte der beiden entfernten, holte ich die Lampe hervor und schaute mich in der Umgebung um.

Der Flur ähnelte dem über mir, schien aber nicht ganz so sehr vom Feuer mitgenommen worden zu sein. An den Wänden war kaum Ruß zu erkennen. Als mein Lichtschein über die offene Tür neben mir glitt, bemerkte ich, dass man hier wenig von der Einrichtung entfernt hatte. Ich konnte aufgequollene Sperrholzschreibtische mit schimmelnden Papieren darauf und grellorange Plastikschalenstühle sehen. Schatten huschten über die Jalousien in der Ferne